

SC OLYMPIA LORSCH von 1907 – ein Verein wird 100 Jahre alt.

**Festvortrag anlässlich des 100-jährigen Vereinsjubiläums des
SC Olympia Lorsch
Lorsch, Nibelungenhalle, 9. Juni 2007**

„Sechs Minuten noch im Wankdorf-Stadion in Bern, keiner wankt, der Regen prasselt unaufhörlich hernieder“: so begann der legendäre Herbert Zimmermann am 4. Juli 1954 im Berner Wankdorfstadion seine Reportage der Schlussphase eines Fußballspiels, das in die Geschichte unseres Landes eingegangen ist. Er schildert in den nächsten Szene, wie Schäfer nach innen flankt und „Bozsik, immer wieder Bozsik“ den Ball abwehrt, diesmal allerdings zu kurz, wie Rahn aus dem Hinterhalt schießen müsste – und es dann auch mit diesem Jahrhunderttor in die lange Ecke tat. Jahre, Jahrzehnte später hängen wir samstäglich an Radiogeräten und hören die Schlusskonferenz aus der Fußball-Bundesliga, vernehmen, wie Günther Koch oder andere Hörfunkreporter das Fußballgeschehen auf den Plätzen ja nicht etwa *berichten*, sondern gleichsam bildreich *erzählen* – bis sie hin und wieder vom Alarmruf: „Da ist irgendwo ein Tor gefallen!“ unterbrochen werden. Die Zuhörer wie erst recht die Zuschauer am Platz erleben jedes Mal, „was es heißt, dass „die Wahrheit auf dem Platz ist“, wie Otto Rehagel meinte und wie schon Jahre vor ihm der Dortmunder Adi Preissler ausführte: „wichtig is auf'm Platz!“.

Nun, meine Damen und Herren, liebe Sportsfreunde, ganz so spektakulär war und ist es nicht, wenn der SC Olympia oder, im Lorsch Sprachgebrauch ohnehin vertrauter und einfacher, *die Olympia*, früher im Lorsch Waldsportplatz auflief oder heute auf ihre Gegner trifft: Rundfunkreportagen aus Lorsch sind zumindest in den Schallarchiven leider nicht überliefert, aber das tut hier auch nichts zur Sache; weit wichtiger ist, dass letztlich die Faszination immer die gleiche ist, wenn es darum geht, „das Runde in das Eckige zu befördern“, ob im Bereich des zunehmend kommerzialisierten höherklassigen Spielbetriebs oder in der Begeisterung um den regionalen Amateurbereich geht. Und: obwohl sich die Art des Spiels anders, die Technik ausgefeilter, die Athletik intensiver, die Geschwindigkeit höher sind und das sonstige Drumherum erheblich gewandelt hat, so hat sich vielleicht die Fankultur geändert, nicht aber die Begeisterung, die immer in hohem Maße emotional gewesen ist und es wohl auch immer sein wird: Höhepunkte und Überraschungen, Erwartungen und Hoffnungen, im nächsten Jahre werde alles besser, strebe man die Meisterschaft oder Höheres an, wechselten mit Freuden und ihnen korrespondierenden Enttäuschungen. Auch in der 100-jährigen Geschichte des Vereins, dessen Jubiläum wir heute feiern.

Auch wenn es also keine archivierten Radioreportagen und Filme oder Fernsehaufzeichnungen von Spielen der „Olympia“ gibt, so erinnern Zeitungsberichte und einzelne Photos, die in dem schön gestalteten Jubiläumsband zusammengestellt sind, sehr wohl an Situationen einzelner Spiele. Die Erinnerung ist – und bleibt! – aber stets frisch, wenn heute an den Stammtischen, in den Familien oder sonst wo von glorreichen Siegen wie von bitteren Niederlagen *erzählt* wird. Das will der heutige Festredner auch tun, indem er an manche Ereignisse und Eindrücke nicht nur auf dem Olympia-Sportplatz sondern auch an andere Formen der Lorsch Sport- und Freizeitgestaltung mehr im Sinne persönlicher Impressionen erinnert, und sich zugleich bei solch' einem Anlass auch Gedanken über den Kinder- und Jugend-

Fußball und den Amateur-Fußball macht. Dies wird, dies bekenn ich gleich, durchaus auch subjektiv sein. Vor allem aber freue ich mich, als Schirmherr sprechen und der Olympia zu ihrem 100sten Geburtstag alles Gute und „Glück auf“ wünschen zu dürfen.

Erinnerung und Tradition: fallen diese beiden Begriffe, so sind rasch wie in einem Film Spiele vom Olympia-Sportplatz vor Augen oder gar im Ohr wie der scheppernde Lautsprecher, der aus Richtung Autobahn, vom Clubhaus her, hinüber zu den Stehrängen vor den Tennisplätzen tönte und den Zuschauern, die damals noch nicht *Fans* genannt wurden, die Mannschaftsaufstellungen und anderes mitteilte. Dann liefen sie auf: die Gastmannschaft und die einheimische Elf, die zwar farblich verschiedene, aber einheitlich flatternde und zum Teil verwaschene Trikots trugen – und Sportschuhe anhatten, die schon vom Aussehen her wahrlich die Bezeichnung „*Sportstiefel*“ verdienten: mit Stahlkappen an der Spitze und mit dicken scharfkantigen Stollen, die man freilich auf aufgeweichtem Rasen und Geläuf, bei Regen, Wind und Schnee auch gut brauchen konnte. Freundlich, aber nicht gerade mit Begeisterung, wurden die Gästespieler und ihre Anhänger empfangen. Allerdings wurde die Tonlage bei Pflichtspielen gegen den VfR Bürstadt oder gegen die Lampertheimer Olympia oder bei Freundschaftsspielen gegen den FC 07 Bensheim deutlich höher, zumal die Spiele Zuschauerzahlen erreichten, von denen man heute im Amateurbereich nur träumen kann. Stürmisch wurde die Begeisterung der damals bei manchen Spielen einige tausend Zuschauer, wenn die eigene Mannschaft den Rasen betrat: es war schon eine großartige Mannschaft, die in flatterndem Blau die Stadt Lorsch, die erst einige Jahre später zur Stadt erhoben wurde, als Sportgemeinde hessenweit bekannt machte.

Sie hatte einen in ihren Reihen, der nicht umsonst die Nr. 10 trug und die Fäden im Spiel zog: Ludwig Gärtner, der mit Fritz Walter, dem Kopf der Berner Elf, während des Zweiten Weltkriegs einige Spiele in der Nationalmannschaft gespielt und unter Sepp Herberger, den sie später einfach den „Chef“ nannten, trainiert hatte. Die Spiele um die Zeit der 50er und 60er Jahre waren von einer klaren Struktur und Mannschaftsaufstellung geprägt: man kannte noch nicht Zahlensysteme wie 4-4-2, 4-3-3 oder gar 8-2-1, bei denen zuerst Sicherung des eigenen Tores und Defensive im Vordergrund zu stehen haben gegen über dem damals unbefangeneren, noch nicht so ausgeklügelten, deshalb offensiveren und damit risikoreicheren Spiel früherer Zeiten. Vergleicht man die Spiele dieser Zeiten mit heute, ist letztlich „nur“ der Tormann übriggeblieben, denn weder gab es damals Außen - oder Innenverteidiger, weder Libero noch Vorstopper, sondern zwei Verteidiger, einen rechten und einen linken Läufer und dazwischen einen Mittelläufer, und vor diesen agierten im Sturm, jawohl: im Sturm, 5, ja in Worten: fünf Stürmer, deren Funktionen nach ihrer Verteilung auf dem Spielfeld als „Rechtsaußen, Halbrechts, Mittelstürmer, Halblinks und Linksaußen“ zu bezeichnen waren. Natürlich war dieses System schematisch, verglichen mit der Dynamik heute, eigentlich statisch, da die Positionen wesentlich stabil beibehalten und wenig gewechselt wurden: der Rechtsaußen blieb eben rechts *außen* und kam nur bei Eckbällen oder Freistößen in den Strafraum, und der Linksaußen blieb links *außen* – was dazu führte, dass auf dieser Position vorzugsweise Linksfüßler agierten: „der hot jo narre ien linke Fuß“ pflegten die fachkundigen Lorsch Zuschauer diesen Umstand trocken und treffend zu diagnostizieren. Entsprechend dieser Verteilung waren auch die Nummern auf den Trikots, von 1 bis 11. Und damit hatte die Zählung auch schon ein Ende: weder gab es Nummern wie 12, 13 usw., da nicht eingewechselt werden konnte, und schon gar

nicht 27 oder 34, wie sie heute zu sehen sind. Die Mannschaft war die Mannschaft und noch nicht der Kader, und es trug der das Trikot mit der Nummer, der der Beste und körperlich einsatzfähig war. Wurde einer während des Spiels verletzt, spielten die übrigen ohne Ersatz weiter. So einfach war es, zu zehnt, zuweilen auch zu neunt. Die Nummern auf den Trikots waren wichtig, nicht nur für den Schiedsrichter und die gegnerische Mannschaft: jedes Kind konnte sich schnell einprägen, dass der Mittelstürmer Karl Degen, über einen ungewöhnlich präzisen wie harten Schuss verfügte und die Phonstärke auf den Rängen des Waldsportplatzes anstieg, wenn er – und nicht ein anderer - zum Freistoß antrat; die Anhänger konnten zu recht bei den Flanken der Rechtsaußen und Linksaußen, die Werner Albert und Heinz Fleschhut oder beide Bohrer hießen, weil letztere Zwillinge waren, hoffen, dass der Hartnagels Seppel oder der Beutels Hans, den Ball per Kopfstoß ins Tor bringen würden; sie waren begeistert von der Eleganz, mit der Istvan Rozsali, der irgendwann aus Ungarn gekommen war und den sie in Lorsch kurz den Stefan Rosalli nannten, seine Kreise zog, nicht immer mit seinen Ideen und Spielzügen berechenbar, was sich keineswegs nur auf die Gegner, sondern auch auf die eigenen Mitspieler beziehen konnte; sie bewunderten die Umsicht, mit der die Nr. 5, Karl Heinz Rosenberger, elegant und schnell die Abwehr organisierte, assistiert von Läufern wie Günther Jakob, Valentin Zintl, Helmut Ofenloch und Erich Falter, die den Ball nach vorne zu treiben hatten. Natürlich hatte das Läufertrio auch nach hinten zu sichern, und so war die Bezeichnung „Läufer“ in jedem Falle angemessen, als dieser Mittelachse des Lorschers Spiels ordentlich Kondition und Stellungsspiel abverlangt wurden. Ganz hinten fand sich ein weiteres Trio, auf das sich die gegnerischen Stürmer in besonderer Weise einstellten: kamen sie in die Nähe der beiden Verteidiger mit den Nummern 2 und 3, so war ihnen gewiss, dass sie auf zwei treffen würden, die ihren Sport, vorsichtig gesagt, körperbetont betrieben: der *Jägers Fritz* und der *Alberte Hermann* und der Fassothe Hans, die sich auf diesen Positionen abwechselten, waren in der Liga berühmt, vielleicht auch berüchtigt, in jedem Falle bekannt. Die Chance, einen der beiden Verteidiger zu umspielen, reduzierte sich für die gegnerischen, sich diesem Duo nähernden Stürmer zudem, wenn diese von der Kulisse noch mit dem lorschtypischen Appell: „an ihn, der kann nix!“ zu entsprechend körpernahen Eingreifen ermuntert wurden. Dieses Schlussduo komplettierten Karl Behres oder Karl Löffelholz als Tormann, nein: als goalmann, wie man in Lorsch im Gegensatz zu anderen Städten die Funktion des letzten Mannes zu bezeichnen pflegte.

Die Knirpse, die die Väter mit zum Sportplatz genommen hatten, staunten. Sie begeisterten sich am Spiel der Mannschaft und schrien sich die Hälse heiser: „Olympia vor, noch ein Tor!“. Sie konnten, je jünger sie waren, freilich nicht immer verstehen, weshalb die Väter und Erwachsenen bei fragwürdigen Entscheidungen des ganz in Schwarz gekleideten Spielleiters diesem schon mal empfahlen, er solle zum Telefon kommen: ich weiß bis heute nicht, woher dieser in der Regel keineswegs freundliche Hinweis stammte, und kann mir kaum vorstellen, dass im Zeitalter der Mobiltelefone jemand auf den Rängen auf die Idee käme, „Schiri ans Telefon“ zu rufen. Überhaupt waren die Sprache, die Ausdrucksweise, mit der die Lorschler Zuschauer das Geschehen auf dem Feld, aber auch das ganze Drumherum kommentierten, geeignet für Sprachstudien, in jedem Fall für einen Eintrag in das Wörterbuch der Lorschler Sprache. Allen voran agierte als Wortschöpfer der *Lösche Karl* als Lorschler Original - mit hochrotem Kopf und zitterndem Stumpfen im Mund und schon nach kurzer Zeit ein Loch in den Sandboden vor ihm scharrend. Kritik am Wirken des „Schwarzkittels“, wie der jeweilige Spielleiter wenig respektvoll

klassifiziert wurde, und Schmährufe gegen die Gästespieler konnten in Lorsch schon besondere Blüten treiben: wurde solche Kritik an Fehlentscheidungen des Schiedsrichters auch auf anderen Sportplätzen mit Zweifeln an dessen Sehfähigkeit und schon einmal mit der Empfehlung verbunden, zum Optiker zu gehen, so hörte sich die Lorsch Variante kurz und bündig an: „Kaaf der e nei Brill!“. Auch dass Schiedsrichter oder Gästespieler als „Riebedieb“ bezeichnet wurden, war ein Lorsch Spezifikum: ein solcher Schmähruf war eben in größeren Städten nicht zu erwarten, sondern nur im ländlichen Rahmen zu hören. Überhaupt war das Lorsch Publikum, das mehrheitlich Zigarren, Stumpen und Zigaretten, damals meist noch aus Lorsch Tabak hergestellt, rauchte, was das Zeug hielt, am Spielgeschehen nicht immer „nur“ emotional beteiligt. Zwar stiegen die Rauchwolken in immer dichter Folge nach oben, wenn sich Spannung in Spielen gegen den VfB 1900 Gießen, den VfL Marburg und Borussia Fulda auf dem Rasen breit machte, auch hallte der ermunternde Ruf „Alla, Olympia!“ über den Platz, aber regelmäßig waren Steigerungen zu erwarten, wenn es zu den Spielen gegen den VfR Bürstadt kam: so wurden die Schwarzweißen in Lorsch als „Sainäwel“ ebenso treffsicher begrüßt wie die Blauen 8 km weiter westlich beim Rückspiel in Bürstadt als „Sandhoase“ empfangen wurden. Ja, diese 8 km Entfernung, der dazwischen liegende Riedwald und die direkt hinter dem Lorsch Sportplatz befindliche Autobahnbrücke waren Markierungen, mit denen die Anhänger der beiden Mannschaften ihr Revier absteckten. Und wenn schon bei den Spielen gegen andere Mannschaften bei Fehlentscheidungen des Schiedsrichters nicht wenige Zuschauer die Regenschirme drohend in die Luft hielten, ohne dass Regen dafür Anlass geboten hätte, so wurden die Schirme bei den Bürstadt-Spielen schon mal eingesetzt, um nach Spielschluss die gegnerischen Anhänger zu schnellerem Rückzug zu besagter Autobahnbrücke und unter derselben hindurch in den Riedwald zu bewegen. Die Knaben ahnten dann, warum die Schirme auf dem Hinweg zum Sportplatz unter manchem Jackett in die Westentasche des Sonntagsanzuges eingehängt worden waren. Umgekehrt vollzog sich dieser Vorgang übrigens in ähnlicher Weise – vielleicht mit dem kleinen Unterschied, dass die rückkehrenden Lorsch nicht unter eine Brücke, sondern gleich in den nahen Wald getrieben wurden. Die Spannung auf dem Spielfeld, hervorgerufen durch ein Kampfspiel, das wie kein zweites weltweit in seiner Unberechenbarkeit Emotionen freisetzt, übertrug sich schon damals auf die Erregung der Zuschauer mit besonderer Steigerung bei Spielen, die sowohl Ersatz- als auch Ventilfunktion für Rivalitäten zwischen Orten und Städten hatten und haben.

Lassen Sie mich eine Zwischenbemerkung machen: Es hat sich prinzipiell bis heute zwar vieles, aber nicht alles geändert, wenn je 11 Spieler dem Ball nachjagen, ihn erreichen, ihn führen, ihn weiter geben und ihn möglichst oft ins gegnerische Gehäuse bringen. Nicht immer können Vereine dauerhaft solch' hohe Zeiten in hohen Spielklassen haben, wie dies für die Olympia in der zweiten Hälfte der 50er Jahre und, darauf ist noch zurückzukommen, Anfang der 30er Jahre gegeben war. Das Auf und Ab der Begeisterung ist natürlich nicht unwesentlich vom Auf und Ab in der Zuordnung zur jeweiligen Spielklasse und, heute mehr denn je, von den finanziellen Rahmenbedingungen bestimmt: viel zu früh und viel zu umfangreich entsteht im Sport gewissermaßen ein Dienstleistungs- und Lohnverständnis, das allerorts bereits Zahlungen in nicht unbeträchtlicher Höhe an jugendliche Talente kennt, die sich sportlich ja eigentlich erst noch entwickeln müssen. Von solchen finanziellen Rahmenbedingungen und Überlegungen war man in den Zeiten, da die Olympia in der höchsten Amateurklasse spielte weit entfernt. Selbstverständlich gab es auch früher Formen materieller Anerkennung, aber diese bezogen sich auf eher

naturalwirtschaftliche Effekte wie Mannschaftssessen, Ausflüge und sicher auch die eine oder andere, aber deutlich kleinere Gratifikation. Es ist schon zu bedauern, aber kaum zu ändern, dass sich dieses finanzielle bestimmte Verständnis auch im Amateurbereich so ausgebreitet hat, vielleicht ausbreiten musste, wo es im professionellen Fußball Teil des Systems ist. Es ist deshalb schade, weil Fußball zuallererst ein Spiel ist, ein Wettstreit, ein Kampf sein sollte, der alle Beteiligten emotionalisiert.

Fußball ist schön, wenn Kinder zum ersten Male, noch ohne Taktik, in der F-Jugendmannschaft dem Leder nachjagen und das Spiel, aus der Luft betrachtet, den Eindruck erweckt, als bewege sich ein Bienenschwarm hin und her. So wie etwa am vergangenen Sonntag, als sich dem Besucher des Waldsportplatzes das Bild eines munteren Treibens beim Kinder-Fußball-Turnier bot: die Kleinen liefen, bis die Köpfe rot waren, kämpften um jeden Ball und zeigten schon Fertigkeiten im Umgang mit der Spielkugel, um die wir sie in unserer Kindheit nur beneidet hätten. Wenn Kinder und junge Talente sich üben, dann gilt es, sie behutsam zu fördern und als junge Menschen im Spiel und über das Spiel in einer Mannschaft zu Persönlichkeiten zu entwickeln. Es muss gerade in der Frühzeit darum gehen, das Spiel zu entwickeln, die Freude zu behalten, die Kinder und Jugendlichen vor allem mit etwas zu fördern, was in der heutigen Zeit kurzlebiger Events etwas aus der Mode gekommen zu sein scheint: mit Geduld und langem Atem Förderung vornehmen, indem man formt, junge Spieler wie eine ganze Mannschaft, nicht von heute auf morgen, sondern auf übermorgen.

Fußball ist aber ebenso schön, wenn in einem vollbesetzten Stadion eine unvergleichlich authentische Stimmung aufkommt, aber Fußball ist genauso schön, wenn sich beim Amateurligaspiel oder Jugendspiel vielleicht gerade mal 50 Zuschauer einfinden, um die eigene Mannschaft zu beobachten und anzufeuern. Eine Mannschaft soll begleitet und angefeuert werden, und es ist ein wesentliches Element des Spiels, wenn der Funke der Begeisterung zwischen Spielern und Zuschauern überspringt. Entscheidend ist aber auch noch etwas anderes, was eben nicht so leicht nur und ausschließlich mit Geld zu beschaffen ist: es ist die Begeisterung, die das Spiel, der Wettstreit entfacht, bei Kindern und Erwachsenen. Dies gelingt nur über Begesierung und ehrenamtliches Engagement. Es kann niemand hoch genug einschätzen, was dieser ehrenamtliche Einsatz über Jahre bedeutet. Eines bedeutet er in jedem Fall: er verdient höchste Anerkennung!

Auf- und Abstieg, Leidenschaft, Wettstreit, Kampf, Eleganz, Technik, Sport in der Gemeinschaft, das Spiel gegeneinander und miteinander: seit über 150 Jahren jagen die Menschen einem Gebilde nach, das mal aus Lumpen, mal aus alten Dosen, aus Leder und aus Plastik besteht, in weißer Farbe auf Grün wirkt oder im Winter orange auf weiß, bedruckt ist oder nicht. Auch wenn die Anfänge des Fußballspiels bei den Azteken in Mexiko oder im fernen China liegen mögen, so hat der Fußballsport seine Wurzeln im England der Industrialisierung. Von dort sprang schon bald der Funke, sich mit Ballspiel die Zeit zu vertreiben, auf das europäische Festland über. In Deutschland fanden sich junge Arbeiter und Schüler zum Spiel zusammen und gründeten bald Vereine, um dem bis dahin eher improvisierten Treiben eine organisierte Form zu geben und sie in einen Wettstreit eintreten zu lassen. In Lorsch und an der Bergstraße, im Ried und im Odenwald war dies nicht viel anders: Anfang des 20. Jahrhunderts fanden sich junge Männer zusammen und gründeten z. B. in Heppenheim im Jahre 1900 den FC Starkenburgia, in Bensheim im Jahre 1907 den

FC 07, in Lampertheim im Jahre 1909 den FC Olympia und in Bürstadt im Jahre 1910 den Verein für Rasenspiele, den VfR. In Lorsch wurde am 25. Juni 1907 der FC 1907 gegründet, der sich – wie die anderen Vereine in der Umgebung – prinzipiell aus Spielern zusammensetzten, die in der jeweiligen Gemeinde wohnten. Dieser Grundsatz wurde freilich im Übereifer auch gerne mal übersehen oder großzügig ausgelegt, als sich der FC Germania Bürstadt für ein Spiel gegen die Lorsch – es ging also schon früh um das Prestige! – mit Spielern aus Lampertheim und Sandhofen verstärkte – „auf hinterlistige Weise“, wie der Lorsch Anzeiger ebenso prompt wie kritisch vermerkte.

Danach entwickelte sich der Verein prächtig, eilte die Mannschaft von Sieg zu Sieg, von einer Spielklasse zur nächst höheren, bis sie im Jahre 1931 den Aufstieg in die „Bezirksliga Hessen“ erreichte: Man spielte damit in der damals höchsten deutschen Spielklasse, *war gewissermaßen wer*, maß die Kräfte mit dem FSV Mainz 05, dem SV Darmstadt 98 oder der Wormatia aus Worms. Es war gewissermaßen die erste „hohe Zeit“ der Olympia, von der gewiss die Väter den Söhnen ebenso begeistert erzählten wie Jahrzehnte später, als die Olympia zwischen 1955 und 1960 in der höchsten hessischen Spielklasse agierte. Merkwürdige Parallelen lassen sich beobachten: wann gab es außerhalb dieser genannten Zeiten 5000 Zuschauer auf dem Lorsch Waldsportplatz, die dicht gedrängt und mit Sicherheit unter Schwaden von Tabaksqualm Lorsch Provenienz das Geschehens auf dem Feld gebannt verfolgten? Als die Olympia die Wormser Wormatia im Jahre 1931 besiegte, war es so, und als 25 Jahre später die Besucher aus Bürstadt die Lorsch Zuschauerzahl nach oben trieben, war es wieder so. Es ist schon eigenartig - oder auch nicht: Wormser und Bürstädter, auch kurze Zeit die Anhänger der Lampertheimer Olympia, sorgten für mehr als volle Ränge, und was wäre erst gewesen, hätte Mannheim, gemeint ist der Waldhof, in der gleichen Liga gespielt. Wo doch nicht wenige Lorsch Ende der 50er Jahre nicht etwa in Waldhof berufstätig waren, sondern dort „zum Schaffe hingingen, zum *Benz*, zum *Bosch* oder auf, *uff(!) die Zellstoff*“. Ende der 50er war eine solche Konstellation mit nachbarlichen Spielen ein Traum, war wünschenswert, aber nicht einmal mehr in der Realität denkbar: Worms spielte in der Oberliga Südwest, Waldhof in der Oberliga Süd, und die Lorsch Knirpse, die der rührige Kaplan Franz Emig auf Fahrradtour mitgenommen hatten, sahen mit großen Augen im Worms die im verwaschenen Rot auftretenden Lauterer, die auch die Walter-Elf genannt wurden, und bewunderte *auf* dem Waldhof den Cluberer Max Morlock beim Kopfball und Hermann Nuber von den Offenbacher Kickers beim präzisen ausgeführten Freistoß.

In den 50er Jahren erweiterte sich das Spektrum für die, die bei der Olympia Sport treiben wollten, beträchtlich, als Leichtathletik, Tennis und Tischtennis für lange Zeit die kleineren Schwesterabteilungen neben dem alles beherrschenden Fußballsport bildeten - und sehr erfolgreich waren. Wie vielerorts, waren auch in Lorsch die Leichtathleten Individualisten – und hatten es im Gesamtverein nicht immer leicht. Zu ihnen zählten hervorragende Sportler wie der aus Einhausen kommende und zuerst für die Olympia, dann später für den ASC Darmstadt startende Gottfried Arnold, der im Langstreckenlauf Deutscher Meister wurde. Aktiv waren nicht wenige Jugendliche, die früh mit den Vätern den Fußballspielen beiwohnten, dann selbst in der Schülerschaft kicken und nun auch noch Leichtathletik, einige auch Tischtennis oder Tennis spielten. betrieben. Manche konnten offenbar nicht genug kriegen, aber: sie waren für diese zusätzliche sportliche Betätigung leicht zu begeistern durch Übungsleiter wie den meist die Stoppuhr um den Hals tragenden

Leichtathletik-Trainer Karl Wörtche oder den die An- und Abläufe scharf beobachtenden Hand Persicke. Wer, seiner persönlichen Neigung folgend, sich um diese Zeit für eine technische Disziplin wie etwa den Hochsprung entschied, musste in mehrfacher Hinsicht hart sein: hart gegen sich selbst, was das Training anging, aber hart war auch der Sprung selbst, zumindest die Landung nach Überqueren der Latte, was im sogenannten „Wälzerstil“ erfolgte. Weswegen man auf der Seite landete und sich dann abrollte. Die Distanz zwischen dem Boden beim Absprung und dem Boden bei der Landung war nahezu identisch, und je höher man sprang, umso tiefer und schmerzlicher war der Fall. Kein aufgeschäumtes großes Kissen fing einen auf, sondern ein eher dünn aufgetragener Film von vielleicht 10 cm Sand, der immer wieder mit dem Rechen zusammengetragen wurde, ließ die Fallenden eher *aufprallen* als landen, und die glücklich übersprungenen 1,65 m bedeuteten letztlich den freien Fall von netto 1,55 m und an manchen Stellen des jugendlichen Körpers die farbliche Angleichung an das blaue Trikot. Auch war am nächsten Morgen spürbar, wie oft man den Sprung über die Latte geübt hatte, ließ sich aber natürlich davon nichts anmerken. Erschöpft, aber glücklich waren sie, wenn sie auf der 300 Meterbahn in der Neuzenlache, einem heute gar nicht vorhandenen Sportgelände in Viernheim, 400 Meterläufe absolviert und kleine Erfolge, auch über sich selbst, gefeiert hatten. Glücklich und müde waren sie erst recht, wenn sie nach mehreren Wettkämpfen in „Verne“ wieder das Rad bestiegen und ihnen jetzt der Fahrradweg nach Lorsch wahrlich als eine „Fern“-Verbindung vorkommen musste, da sie ja schon den Hinweg in der Morgenfrische über Seehof und Hüttenfeld auf die gleiche Weise bewältigt hatten.

Leichtathleten und die nicht erst heute, aber heute besonders erfolgreichen Tennisspieler bilden heute einen eigenen Verein, firmieren aber nach wie vor als „Olympia“, LC oder TC, und die gleichfalls erfolgreichen Tischtennisakteure haben sich im TTV „Topspin“ neu gefunden: eigentlich schade, denn es war aus meiner persönlichen Sicht gar nicht so schlecht, wenn Kinder und Jugendliche gleich mehrere Sportarten erst ausprobieren und dann je nach Neigung betreiben konnten, ohne gleich in mehrere Vereine eintreten zu müssen. Einige bolzten auf dem Platz, bis die Sonne unterging, spielten dann vielleicht noch Tischtennis in der Halle oder wechselten zur Leichtathletik. Sie trieben Sport, entwickelten dabei auch ihre Persönlichkeit, ohne sich auf eine Sportart zu früh und zu sehr einengen zu müssen. Eigentlich ganz reizvoll, zumindest pädagogisch attraktiv, vielfältig - und deutlich mehr gemeinschaftsbildend als so manche LAN-Party unserer Zeit, die Kinder und Jugendliche *virtuelle Olympiaden* am Computer austragen lässt.

Sportlich war Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre in Lorsch einiges geboten, woran nicht zuletzt fußballinteressierte Kapläne ihren Anteil an der jugendlichen Begeisterung hatten: die Kapläne legten schon mal die Soutane an die Seite und spielten mit, ohne dass es bei Spielen gegen die Heppenheimer Messdiener zu Aktionen gekommen wäre, wie sie uns aus den Filmen mit Don Camillo bekannt sind. Die Sportkleidung war so neutral wie der Sportplatz, auf dem diese Wettkämpfe stattfanden. Der DJK-Sportplatz, auf dem die Kinder in den 50er Jahren mehr bolzten als Fußball *spielten*, war schon ein besonderes Feld, eher ein flacher Acker oder bestenfalls eine ungleichmäßige Wiese. Bedrohlich wackelten die damals noch scharfkantigen Torpfosten, auf denen ein ebenso wackelnder Torbalken befestigt war, und wenn es geregnet hatte, garantierte das nachmittägliche Spiel auf ein Tor mit davor ausgebreiteter großer Pfütze zu 100 Prozent eine entsprechende

mütterliche Gardinenpredigt, wenn die jugendlichen Kämpfer durchnässt und verschmiert zu Hause ankamen.

Die Jungen, die auf diesem Wiesenacker Bälle traten, deren Nähte an einige Stellen geplatzt waren und nur so nötig repariert wurden, dass die Blasen nicht vollständig hervortraten, waren freilich eines Tages restlos begeistert, als sich dort eine besondere Mannschaft anschickte, Fußball besonderer Art zu spielen: wenige Zeit nach dem Verbot der berühmten Motorradrennen auf dem Riedring hatten sich die bis dahin zwischen den Kiefern mit hoher Geschwindigkeit durchbrausenden Fahrer, allen voran der „*Eberles Valtin*“, entschlossen, auf nämlichem DJK-Sportplatz Fußball zu spielen, freilich nicht zu Fuß, sondern auf dem Motorrad, also Motorrad-Fußball, kurz Motoball, auch nicht zu elft, sondern zu fünft. Wobei der fünfte allerdings nicht auf einem Motorrad agierte, sondern zwischen den bekannt wackeligen Torpfosten stand und die Torschüsse der Gegner, abgefeuert von einem herbeibrausenden Motorrad, abzuwehren suchte - mit einem Fahrrad, das dieser Torwart wie einen Schild vor sich hin und her fuhr.

Die Knirpse waren begeistert vom Sportangebot der Zeit, das sowohl eigenes Tun als auch Unterhaltung bedeutete: an einem Sonntag ging's mit dem Vater auf den Olympia-Sportplatz, um Karl Degen die Daumen beim stets präzisen Freistoß zu drücken; am nächsten Wochenende dröhnten hinter dem Friedhof die Motoren der Motoballer, ließen sich die Knirpse, die, natürlich ungesichert, hinter dem Tor standen, stolz die von den Hinterrädern aufgewirbelten Dreckklumpen um die Ohren schleudern; nicht selten hatten sie am später Vormittag, gleichsam zwischen Kirchbesuch und Mittagessen, den Sportplatz an der Ziegenweide aufgesucht, den die Lorsche mit zweifach doppeltem „a“ die „Gaasewaad“ nannten und hatten dort das Handballspiel auf dem Großfeld mit langen Ballstaffetten verfolgt. Ja, die Fahrräder wurden nach dem Mittagessen zuweilen neuerlich an diese Stelle gelenkt, wo man nun, obwohl innerlich ein „Blauer“, das Fußballspiel der „Roten“, der „Turner“, beobachtete. Und wem auch dieses bis hierher schon reichhaltige und vielfältige „Programm“ nicht reichte, der konnte sich die Boxkämpfe im Gasthof „Zur Frischen Quelle“ ansehen. Das war allerdings nicht ganz einfach und machte zuerst die Ausrede notwendig, mit einem Schulkameraden noch Hausaufgaben erörtern zu müssen, um am Abend noch einmal die elterliche Wohnung wohlbegründet (!) verlassen zu dürfen. Sodann bedeutete es strategisches Heranschleichen und zumindest das Aufstellen eines Stuhles im Hof der „Frischen Quelle“ oder einer Mülltonne an den meist offen stehenden Fenstern des Festsaals der „Quelle“, um von dort aus einen Blick auf den von Tabaksqualm reichlich vernebelten Ring werfen zu können. Im Ring passierte eigentlich nicht viel, es sei denn, einer der Kämpfer hatte einen Schwinger des Gegners abbekommen und sank daraufhin zu Boden. Gehörte der am Boden liegende dem heimischen BC Riedring an, wurde er von den ununterbrochen Qualmenden und das Guntrum-Bierglas in der Hand haltenden einheimischen Zuschauern energisch zum Aufstehen aufgefordert: „Stei uff, alla!“ war dann noch eine fast vornehme Ansage, die der Angesprochene vermutlich gar nicht - oder nicht mehr - richtig hörte, aber doch irgendwie wahrnahm, sich langsam aufrichtete, um dann nach neuerlichem Schwinger wieder und jetzt über die Zählung hinaus auf die Bretter zu sinken. Es war gewaltig was los, und die Hitze des Kampfes konnte sich so auf die Zuschauer übertragen, dass diese bei Fehlentscheidungen des Ringrichters schon mal Zigarre und Bierglas vergaßen und kurzerhand ihren Stuhl in den Ring warfen. Ringrichter und gegnerische Kämpfer zogen es dann vor, in solchen Fälle den schnellsten Weg zum Ausgang zu nehmen.

Für die Knirpse gab es dann gleich mehrere Probleme zu lösen: erstens, nicht im Hof der „Frischen Quelle“ entdeckt zu werden, und zweitens trotz erhöhter Spannung nicht den rechtzeitigen Rückzug zu verpassen, und vor allem nach zeitlich vertretbarer Abwesenheit wegen der bekannten Abstimmung mit Klassenkameraden wieder nach Hause zu kommen, ohne größeren Verdacht bei den Eltern aufkommen zu lassen – die aber natürlich über die eigentlichen Interessen bestens im Bilde waren und sich gleichwohl nichts anmerken ließen.

Im Lorsche Kosmos der 50er und 60er Jahre hatte der Sport neben den vielfältigen kulturellen Angeboten und Vereinsleben, das diese Stadt schon immer auszeichnete und auch heute viele Menschen zusammenführt, eine zentrale Bedeutung in der Freizeitgestaltung: Das Fernsehen damals „nur“ ein Programm, sendete damals noch in schwarz-weiß, auch nicht den ganzen Tag über und ließ somit genügend Raum, sich mit sich selbst und mit anderen zu beschäftigen. In den verschiedenen Sportarten wurden Leidenschaften geweckt, Talente gefunden, Interesse und Spannung erzeugt: zwischen Motoball, Boxen und Turnvereinigung auf der Ziegenweide war die Olympia das Zentrum. Man war ein Blauer, und darauf war man stolz. Blau war die Farbe der Trikots, mit der *die* Olympia ihre großen Erfolge um diese Zeit gewann. Einmal freilich lief sie in grün-weiß auf, ja musste sie so aufs Feld gehen, da der Gegner die gleichen Farben trug. Als es nach den ewigen Gesetzen der Tragödie im Sommer 1960 zum großen Abgang kam, ja vielleicht kommen musste, kämpfte in Neu-Isenburg eine Olympia-Mannschaft um den inzwischen 41-jährigen Ludwig Gärtner redlich, aber vergeblich gegen das Schicksal an, das Abstieg hieß und den FV Biebrich 02 als Sieger des Entscheidungsspiels sah. Hätten sie doch in Blau gespielt, mutmaßten die Knirpse in großer Trauer nach dem Spiel, und versicherten sich, dass in dieser Farbe die Niederlage selbstverständlich vermeidbar gewesen wäre. Irgendwie könnte man noch heute, über 45 Jahre nach Neu-Isenburg, für den kurzzeitigen Aberglauben der Knaben Sympathie gewinnen.

Lang, lang ist's her, über 45 Jahre, was zwei Generationen ausmacht, und doch erzählen sie in Lorsch immer noch und immer wieder von dieser Zeit. Zu Recht, weil es eine hohe Zeit war, und zugleich zu Unrecht, weil auch in den Jahren danach noch nicht nur Fußball gespielt wurde, sondern Mannschaften ihre Zuschauer begeistern und sie in Leidenschaft versetzen konnten. Gleich, in welcher Liga die Mannschaft spielte, solange sie kämpfte und ihr Bestes gab oder gibt, hat sie diese Begeisterung auch redlich verdient. Sie ist vielleicht derzeit nicht in der Klasse, in eine Olympia eigentlich sein müsste oder könnte, aber: es hat auch eines langen Weges bedurft, bis man auf der oberen Ebene Anfang der 30er und Ende der 50er Jahre anlangte. Das muss man schon im Blick behalten. Wesentlich ist, zumal im Amateurbereich, dass die Freude am gemeinsamen Spiel früh bei Kindern und Jugendlichen geweckt wird, dass Interesse und Kreativität spielerisch gefördert werden, dass Eltern und Übungsleiter nicht gleich in den ersten Stunden die Kinder in der F-Jugend nach den ersten 7 und dem Rest sortieren und – dass nicht schon in der Jugend nach meistens bereits kostenpflichtigen Verstärkungen gerufen wird. So wie der Ball, vom Torwart abgeworfen oder nach vorne geschlagen, über viele Stationen gespielt wird, so sollte auch die Vereinsarbeit eher auf langfristige Strategie und Kontinuität, auf den berühmten „langen Atem“ und weniger an kurzzeitigen Effekten ausgerichtet sein. Dies gilt umso mehr, weil an der über 100-jährigen Geschichte der Olympia ehrenamtliches Engagement vieler Menschen dankbar festzustellen ist, die sich mit der Frage eingebracht haben, was sie für das Gemeinwohl tun können und nicht mit der Erwartung, was denn für sie dabei

herausspringen würde. Dieses Engagement der Männer und Frauen, der Trainer, der Betreuer, der Eltern verdient höchste Anerkennung.

Nach dem Spiel ist vor dem Spiel, und das Spiel hat 90 Minuten, hat uns schon der *Bergsträßer Fußball-Philosoph* Sepp Herberger gelehrt. So kann ein 100-jähriges Jubiläum Chancen bieten, innezuhalten, sich Gedanken zu machen - für eine neues Spiel Kräfte freizusetzen, und manche Tore sind noch in der heute möglichen Nachspielzeit gefallen, die Herberger noch nicht kannte, oder eben im nächsten Spiel geschossen worden. Die schönste Nebensache der Welt sollte nicht zu einem ausschließlich auf Kommerz basierten Unterhaltungsprogramm verkommen, bei dem einer schon mal die Hand aufhält, bevor er überhaupt einmal gespielt hat. Schön, dass die Olympia auch heute noch auf dem *Olympia*-Sportplatz spielt und nicht in der *XY-Arena*, und schön wäre es, wenn sie sich wieder nach oben in die Klasse spielte, in die sie gehört. Wir leben von unseren Erinnerungen und träumen von Neuem. Nur sollte die Olympia, wenn es einmal wieder zu einem Entscheidungsspiel kommen sollte, nicht wieder in Grün-Weiß spielen. Blau ist einfach besser. Und Blau hat Zukunft. Da bin ich mir sicher.